

Bleib, Erinnerung!

Die Erinnerungen sind allgegenwärtig: Eine Frau mit Kind auf ihrem Schoss sitzt breitbeinig auf einer Couch. Ihr Gesicht, wie auch dasjenige des Kindes, bleiben verborgen, sie sind nur sanft angedeutet und dennoch ist ihr Blick, der sich irgendwo mit dem Blick des Betrachters kreuzt, zu spüren.

Eine Landschaft, sanft geschwungene Linien der Berge, die das Sichtfeld auf Weniges einschränken.

Ein Fernseher und eine Lampe, am rechten Rand die Andeutung eines Sofas, davor ein Salontisch.

Ein von einer Schutzmaske und einem voluminösen Helm halbverdecktes Gesicht – ein Astronaut?

Mild sind die Farben, als wären sie vor Jahrzehnten einmal satt und kräftig gewesen, doch jetzt verblasst und mit einem samtigen Schleier überzogen. Fotos gleich, die seit Jahr und Tag in einem Album stecken und noch mehr als die Erinnerungen, die darin festgehalten sind, in Vergessenheit geraten sind. Gelblich sind sie verblichen, haben Patina angesetzt als hätte jedes Lebensjahr Schicht für Schicht eine Ablagerung, eine tief liegende Spur hinterlassen.

Auf kleinformatigen Pavatextafeln, die auf der Rückseite leicht hinterschiffen sind, wodurch sie ihre Materialität verlieren und ganz gewichtslos an der Wand zu schweben scheinen, hält Marco Giacomoni seit mehreren Jahren einen Hauch, eine feine Spur der Erinnerung fest. Es sind Fragmente eines gewöhnlichen Lebens: Personen, Orte, Landschaften, Gegenstände, Räume und vieles mehr. Alles Menschenerdenkliche. Flüchtiges, wie ein vorbeifahrendes Auto und Beständiges, wie ein Bergkristall oder eine Landschaft. Schnappschussartig sind sie auf die Bildfläche gebannt. Jeder kennt sie; ganz ähnliche Motive werden in hunderten von Fotoalben irgendein Leben dokumentieren: als Kind auf dem Schoss der Mutter, während den Badeferien, während einer Reise, im Wohnzimmer. Fotografien und Abbildungen aus Zeitungen und Magazinen bilden das Motivreservoir für Giacomonis «Album». Als Installation werden die Erinnerungsfetzen zu einer rizomatischen, nicht hierarchischen Struktur. Die einzelnen Tafeln fügen sich zu einem System aus vielfältigen Querbezügen. Sie verbinden sich zu zahllosen Erzählungen und bilden einen Erinnerungsraum. Die Bruchstücke erscheinen nicht klar und deutlich, vielmehr sind sie überzogen von einem leichten Schleier. Sie sind geprägt von einer Unschärfe, die der Künstler durch das Auftragen von Wachs oder Latex, oder durch grobe, pastose Pinselstriche erzeugt.

In Unschärfe sind die gegenständlichen Motive entrückt, anonym und entmaterialisiert, romantisch verklärt erscheinen die Landschaften, Stilleben und Porträts. Thematisiert ist ein überindividueller, anonymer Erinnerungsraum, der keinem bestimmten Fotoalbum entsprungen ist, irgendwo zwischen Mnemosyne und Lethe – Erinnerung und Vergessen – angesiedelt. Neun Musen kannten die antiken Dichter. Unter der Leitung von Apollo, dem Gott der schönen Künste, unterhielten sie musizierend und singend die Götter. Als ihre Eltern galten Zeus und Mnemosyne – die Göttin der Erinnerung. Die Musen, und damit alle Künste, entstanden aus ihr, aus der Erinnerung. Keine künstlerische Äusserung ist möglich, ohne dass sie im Blick zurück sich des Vorangegangenen erinnert und so sich der eigenen Existenz vergewissert. Und wo Erinnerung ist, da ist Vergessen. In der antiken Mythologie im Fluss der Lethe symbolisiert. Denn auch wenn wir die Zeit an unser Handgelenk schnüren, an eine Kette gefesselt in der Hosentasche tragen oder an unsere Wände nageln, sie verfließt gleichwohl. Die Erinnerung ist dabei nicht mehr das einzige Paradies aus dem wir nicht vertrieben werden können, wie es Jean Paul nannte.

Dominik Imhof, Kunsthistoriker Bern 2007